

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 1

Artikel: Frühherbst
Autor: Summermatter, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662193>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lichen Autobusse rollten und wo ich ein viel schöneres Stück kostenlos zu sehen bekam: «Abend in der Stadt», in vielen Akten.

Soll man vor dem Ende aufhören? «Wenn es am schönsten schmeckt», ja, das kennen wir. Vielleicht ist es hübsch, vor dem Ende aufzuhören — unten liegt immer so viel Satz. «Es war ja alles sehr schön, was ich in meinem Leben gehabt habe», hat einmal eine reiche Dame gesagt, die wirklich so ziemlich alles durchgekostet hatte, «aber es müsste um elf Uhr aus sein.»

Es ist aber nicht alles um elf Uhr aus. Die Stücke fangen meistens nett an, der zweite Akt bietet mancherlei Spannungen, aber dann zieht sich's, dann zieht sich's, und zum Schluss ... nein, man sollte doch schon immer vorher aussteigen.

Man hat dann wenigstens diese leise, kleine Sehnsucht in sich. Die Sehnsucht nach dem Grundakkord.

gälte es nur die heimlichen Fröstchen besser zu überwinden, die sich mit dem Eindunkeln einstellten.

Ich fand es gar nicht so arg, erweckte aber mit meinem Behagen an dieser regenreichen oder feuchten Zeit, eher Missfallen. Auch dann, als ich behauptete, ein guter Roman oder die Stopfkuchengeschichten Raabes läsen sich viel besser, wenn es draussen schüttet und eine erste Heizlampe die Beine mit gütigen Warmwellen bestreicht. Nein, fanden die Verwandten, sie hätten viel lieber goldene vorherbstliche Tage im Garten gehabt und dazu von fern aus den Dörfern das Schlagen der Uhren vernommen. Jeder hat seinen Hang zum Absonderlichen. Wer sich trotzdem zu einem Gang nach draussen aufmachte, in die Hohlschlucht oder in das abseitige Tal von T., das ganz voller Wälder steckt, der konnte gelegentlich einem finsternen Mann, dem Förster, begegnen. Man wurde ordentlich angeheimelt: ah, das alles gab es noch, abgelegene Höfe, Ställe mit blinkigen Lampen, Hochstände, Schneisen, in die der nasse, hier und da schon bräunlich gewordene Farn einschlug. Gewiss, auch ein kleiner Husten, Erkältung, die Gicht Onkel Kläuslis.

Das Jahr war nicht reich an vollen Sonnentagen, und nur die Frauen und Mädchen, die in Italien waren, haben etwas von der Bräune erhalten, von der so viele träumten. Sei es darum! In den verträumten Buchten des Thunersees biss der Fisch an, und nie leuchteten bei Merligen die Geranien so rot gegen den bleifarbenen Hintergrund. Inzwischen ist man heimgefahrene und hat nun auch zu Hause den überstürzten Einbruch des Herbstes konstatiert. Selbst über den Dächern der Stadt. Immer noch sind wir Kinder der Natur und ihren Einflüssen unterstellt. Die Stadt hat sich wieder gefüllt. Die Tatsache, dass ganze Plätze sich entvölkerten, gehört der Vergangenheit an. Die alte Emsigkeit spielt sich mit dem leisen Gurren der Trolleybusse und dem Girren der letzten Trams in den Kurven wieder ein. Eine Weile herrscht in den grossen Betrieben noch «Ferienwetter», das heisst, alle zehren noch von der sichtlichen Zufuhr an Vitaminen und Impressionen. Aber schliesslich hört auch das auf (Fräulein Müller, Anneliese, liess ihre Postkarten aus Rimini dreimal die Runde machen — bis man gähnte) und man findet, dass man sich in die «höheren Notwendigkeiten» zu schicken hat. Nichts mehr von der rebellischen Aufbruchstimmung, nichts mehr von dem verzückten Erlebnis auf einer Insel im

Georg Summermatter

F R Ü H H E R B S T

Der Regen ist schuld daran, sagen die Leute. Er hat die Zeichen und Grenzen verwischt. Statt in heißen Gärten die Siegel der Jahreszeiten an den goldenen und roten Tellern der Zinien und am Grad der Butterbirnenreife abzulesen, war man gezwungen, die Uhr sozusagen zurückzustellen und damit auch die Erwartungen: die Tomaten wurden kaum reif; im Schwall der Regen, die fielen und fielen, musste manche frühherbstliche Erwartung zu Grabe getragen werden; die Täler wurden grüner und grüner, aber es war nicht das stimulierende Grün des Maien, sondern das, das in finsternen, romantischen Novellen der Spätzeit vor kommt: es roch scharf nach Verirrung. Die Tanten in der Sommerfrische holten aus der Tiefe der Koffer ihre warmen Wolljacken hervor, öfters kehrte Speck wieder auf den Bohnenplatten, aber nun protestierte niemand, er war willkommen und

Atlantik, wo man, die Ersparnisse überrechnend, im Rausch der ersten Stunde mit dem Gedanken liebäugelt, für «immer» zu bleiben. Ach, wir kehren alle zurück, wir halten unser Versprechen ein, wo kämen wir auch hin und was machte der Staat mit seinen Steuermahnungen, die uns übrigens so brav und so hinterhältig sachlich in den Briefkästen erwartet haben?

Friedrich Georg Jünger

DER BLAUE STEIN

Eine der Vorstellungen der jungen und liebenswürdigen Komtesse Zichy war, dass sie in einem durchsichtigen, blauen Stein lebte. Der Stein war durchsichtig, sie dachte sich in seiner Mitte, und ihr war wohl dabei. Wer sie kannte, mochte hinzufügen, dass sie den Stein nicht verdunkelte. Warum war dieser Traum des Lebens ihr so süß? Was in einem jungen Mädchen vor sich geht, regt sich wie mit Falterschwingen. Alexandrine war heiter und anmutig. Anmut ist etwas Unvorhergesehenes, und auf unvorhergesehene Weise überraschten ihre flüchtigen Bewegungen den Betrachter. Sie beglückten ihn, und doch ging manchmal, wegen der Genauigkeit des Schönen, die aller anderen widerspricht, etwas Schmerzliches durch die Beglückung. Schön, sagte sich der Betroffene vielleicht, ist nur der Augenblick. Nichts dauert, das ist die Voraussetzung alles Schönen. Nie singt der Vogel ein ganzes Jahr hindurch. Blühte die Rose so lange, wäre kein Frühling denkbar. Das Blühende an einem jungen Mädchen scheint zwar länger zu dauern. Doch die Knospe, welche Knospe bleibt, verdirtbt; soll sie nicht verderben, muss sie Blüte werden. Die Vorstellung, in einem blauen Stein zu leben, gehörte zu den heitersten, die Alexandrine hatte. Sie sehnte sich nicht nach dem Leichten; sie war selbst leicht, und ihr Glück wurde durch alles Helle, Durchsichtige, Schwebende erheitert. Der blaue Stein kam ihr nicht wie ein Gefängnis vor; daran dachte sie so wenig wie jemand, der zum Himmelsgewölbe aufblickt.

Vielleicht war dieses Hausen in steinerner Bläue nichts anders als ihre eigene Jungfräulichkeit.

Eines Tages — im Hause ihrer Eltern war ein Fest, zu dem viele Gäste sich einfanden — ging sie mit einem der Gäste im Park spazieren. Sie wusste nicht, wer er war, kannte nicht einmal seinen Namen oder hatte ihn doch, wenn sie ihn gehört hatte, vergessen. Es war an einem Sommertage im warmen Juni; sie gingen auf dem Parkwege nach einem Teich, in dem weisse Seerosen blühten, und betrachteten sie. Alexandrine wunderte sich, dass sie mit dem Unbekannten so schweigsam und vertraulich einherging. Der Zufall einer gemeinsamen Bewegung mochte das ergeben haben, und so dachte sie nicht weiter darüber nach. Sie war glücklich, und ihr Glück schien unberührbar zu sein. Ueber den Eichen strichen in raschem Flug blitzende Vögel hin und her; es waren Stare, die ihren Jungen Nahrung brachten.

«Es gibt Vögel», sagte der Fremde plötzlich, «die einen hellen Glanz haben. Weil sie im Licht wie Edelsteine schimmern, nennt man sie auch Glanzvögel.»

Das Mädchen, indem es diesen Worten lauschte, betrachtete den Fremden zum erstenmal genauer. Etwas an seinen Worten berührte sie so tief, dass ihr die Tränen ins Auge traten.

«Sie sind fremd hier?» fragte sie nach einer Weile. «Fremd wohl. Doch wer ist ganz fremd? Mir ist, als ob wir uns lange gekannt und gesehen hätten.» Er sagt es, dachte sie wunderlich erschüttert. Ist nicht jedes Sehen ein Wiedersehen? Was erschütterte sie? Sie hätte es nicht sagen können, aber sie sah ihn prüfend und staunend an. Er blieb stehen; erwiderte ihren Blick und sagte: «Auch du erkennst mich ja wieder.» Dann nahm er einen Ring vom Finger, in den ein schöner Saphir eingelassen war, und steckte ihn an ihre Hand.

Sie zitterte, errötete und sagte kein Wort. Ich bin verlobt, dachte sie. Was konnte der Ring anders sein als das Zeichen des Verlöbnisses, das unvermutet und überraschend geschlossen wurde? Der blaue Stein, über den sie so oft nachgesonnen hatte, befand sich an ihrer Hand. Ihr war, als träte sie jetzt aus der durchsichtigen Bläue heraus, und weinend sank sie dem Fremden an die Brust. Er hielt sie in seinen Armen. Dann gingen sie Hand in Hand den Weg zurück, den sie gekommen waren. Am Abend erkrankte sie, und obwohl die besten Aerzte gerufen wurden, starb sie nach drei Tagen, frei von Schmerzen, glücklich und mit dem Gefühl, nichts versäumt zu haben.